

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **37 (1962)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen und leben

in der

genossenschaft

BARBARA

Das Ende einer Freundschaft

Letztes Jahr «errangeten» wir endlich die vom Pappeli ersehnte Fahrt von Basel bis Rotterdam den Rhein aben. Ziemlich beladen, wackelten wir vom Terminus der städtischen Verkehrsbetriebe zum Rheinhafen hinaus, allwo unser Schiff lag. Der Steward, ein junges, hübsches «Bössi», der aber, wie ich bald einmal beachtete, sein Métier vorzüglich verstand, half uns an Bord. In dem Moment war die Mannschaft grad damit beschäftigt, vermittlems eines Krans drei Autos auf Deck zu hissen. Wie wir binnen Kürze konstatierten, gab es auf dem Schlepper nur vier Kabinen mit je zwei Etagenbetten, das heißt, vier Ehepaare waren als Passagiere angenommen worden. Drei davon hatten ihr Auto mitgebracht, und es dürfte dem geneigten Leser nicht schwerfallen, herauszudividieren, wer zu den Unmotorisierten zählte. Als erstes fragte eine der Frauen meinen Teuren, ob wir unser Auto zu Hause gelassen hätten, worauf er etwas Unverständliches in seine Bartstoppeln murmelte.

Zum Abendessen setzten wir uns zu acht um den großen Tisch im Wohn- und Eßraum, an den sich unsere Kabinen direkt anschlossen, herum, und wir beaugapfelten uns gegenseitig intensiv. Zwei Ehepaare duzten sich untereinander, woraus erhellt, daß sie sich von früher her kannten und sich dahin vereinbart hatten, die Ferien gemeinsam zu verbringen. Zu Beginn klappte alles ausgezeichnet. Unser «Bössi» bekochte uns in einem winzigen Küchelchen derart brillant, daß wir samt und sonders bis Rotterdam ungefähr zwei Kilo zunahmen. Am dritten Abend machten wir in Düsseldorf fest, und wir rüsteten uns, um uns an Land zu begeben, ein wenig das Großstadtleben und den Rheinwein zu genießen. Plötzlich bockte der eine der sogenannten Freunde. Er wollte nicht mit. Schließlich bequeme er sich dazu, mit etwa zehn Metern Abstand hinter unserer Gruppe einherzuschleichen. Daß er «täupelte», war augenfällig. Warum, wußten wir nicht. Düsseldorf ist bekanntlich das Handelszentrum des Ruhrgebietes, und in solchen Mittelpunkten, wo viel Geld herum ist, sammelt sich allerhand an nicht unbedingt edlen Blüten der Menschheit. Unser Eidgenosse wäre wahrscheinlich nicht abgeneigt gewesen, ein kleines Liebesabenteuer abzuhalten. Jedoch «verheite» das ab, weil er sich unserer Kontrolle nicht zu entziehen vermochte. Mit etwelcher Mühe lotsten wir ihn wieder auf unser Schiff zurück. Seine Frau war begreiflicherweise über sein ungefreutes Verhalten sehr beunruhigt. Sie motivierte es damit, er könne es einfach nicht sehen, wenn sie vergnügt sei.

In Rotterdam verabschiedeten wir uns gegenseitig voneinander. Natürlich hatte uns der eine geknipst, weshalb wir nicht umhin konnten, ihm unsere Adresse auszuhändigen. Wir hörten dann nichts mehr von unseren Feriengefährten, bis unser Photograph im November unverhofft bei uns anrief und sich danach erkundigte, ob er uns die

Bilder überreichen dürfe. Ich lud ihn zum schwarzen Kaffee ein, und dabei erzählte er uns, wie es ihnen in den Ferien mit dem säben Widerspenstigen ergangen war. Innerhalb von einigen Tagen hatte es sich gezeigt, daß ihre Interessen komplett auseinanderklafften. Der Bockbeinige, ein primitiver Konjunkturritter mit einem sehr teuren Wagen, begehrt lediglich, Kilometer zu fressen und opulent zu essen und zu trinken, während der andere Mann und seine Gattin, erklecklich schlechter bemittelt und «nur» mit einem VW ausgestattet, ab und zu den Wunsch verspürten, die Fahrt zu unterbrechen, um Kulturdenkmäler zu besichtigen. «Gottlob waren wir nicht auf ihn angewiesen. Er wollte nämlich, daß wir in seinem Wagen führen, worauf ich nicht einschnappte. Ansonst hätten wir nach seiner Geige tanzen müssen und wären unsere Ferien vollständig verpfuscht gewesen.» Infolge dieser Divergenzen trennten sie sich unterwegs. Seither ist es mit der Freundschaft, die allerdings mehr unter den beiden Frauen bestanden hatte, aus.

Und die Moral von der Geschichte? Wenn man mit einem andern Ehepaar oder einer andern Familie in die Ferien verreisen will, sollte man sich unfehlbar vorher vergewissern, ob man in seinen Bedürfnissen und Anliegen übereinstimmt, oder man riskiert, irgendwie zu kurz zu kommen, was gewöhnlich im Betroffenen eine gewisse Verbitterung auslöst. Aus welchem Grunde bestimmte Leute in den Ferien stets noch einen zusätzlichen Troß im Schlepptau haben müssen, ist mir persönlich unerfindlich. Ob sie sich allein mit der eigenen Familie anzuöden fürchten, oder was dahinter steckt, müßte von Fall zu Fall abgeklärt werden. Jedenfalls habe ich beobachtet, daß Ferien mit Bekannten und Freunden häufig mit einem Mißklang enden. Nicht zuletzt gerät man, wenn sich die mittlere Generation ganz gäbig untereinander zu verständigen weiß, wegen der lieben Kinderlein hintereinander; denn man kann ja die Erziehung der Nachkommen, selbst wenn man die Zügel während dieser Zeit etwas lockert, nicht restlos sistieren. Die Notwendigkeit, zu disponieren und auf Abmachungen zu beharren, bleibt immerdar aktuell. Unterscheiden sich die pädagogischen Methoden zu stark, so entsteht ein Unbehagen, ja eine Spannung, welche die Beziehung unter den Erwachsenen eventuell gefährdet.

Ergo: Wenn man sich nicht gründlichst kennt, verzichtet man wöhlter auf solche Gemeinschaftsaktionen. Schließlich geht man ja in die Ferien, um sich zu erholen und nicht um sich zu ärgern. *Barbara*

Wie es in einer Genossenschaft zugeht

Liebes Trudi!

Wie es in Wirklichkeit so zugeht in einer Genossenschaft, möchtest Du gerne wissen? – Es wird soviel von Genossenschaftsgeist geredet, meinst Du. Doch wie sieht das dann in der Praxis aus? Sind die Frauen in einer Genossenschaft nicht auch «taub», wenn eine Nachbarin den Flaumer

(natürlich «expreß») über ihre ausgelegten Betten ausgeschüttelt? Oder ist nicht auch die Waschhausordnung oder -«unordnung» beständig ein Stein des Anstoßes? – Doch, doch, auch bei uns in der Genossenschaft gibt es Nachbarinnen, die sich wegen solcher Dinge aus dem Wege gehen! Wir sind nicht besser als alle andern...

Aber auch Lichtblicke gibt es bei uns, wie überall. Neben dem Allzumenschlichen darf noch folgendes geschehen:

Während des vergangenen Jahres mußte eine Genossenschafterin wochenlang im Spital liegen. Ihre Hausgenossinnen besuchten sie fleißig. Dem Ehemann stand man mit Rat und Tat zur Seite. Auch sammelten zweimal einige Frauen des Nachbarhauses spontan für Blumenarrangements. Sie kamen nicht großartig mit Orchideen – aber von Herzen! Da tat sich so allerlei, das vielleicht außer den Beteiligten niemand weiß.

Kürzlich mußte ein anderer Mitbewohner wegen einer schwierigen Operation in eine Klinik eingewiesen werden. Wie selbstverständlich bot der Ehemann der vorgängig erwähnten Frau einige Blutspendekarten an. Er hat die in der Vergangenheit seiner Familie erwiesenen Wohltaten nicht vergessen. Er hat weitergegeben! Und das geschah nicht unter «dicken Freunden» – nur unter Genossenschaftern, die wissen, was dies viel zitierte Wort bedeuten kann.

Ein andermal mehr!

Bis dahin freundliche Grüße von Deiner *Mariann*

Maibummel der Baugenossenschaft Glattal, Zürich 29. Mai 1962

Trotzdem der Wetterbericht nicht viel Segen von oben verhieß, ließen wir uns den Wind nicht aus den Segeln nehmen und zogen guter Dinge los. Um 8.15 Uhr trafen etwa 70 Personen unserer Genossenschaft im Bahnhof Wiedikon ein. Frohen Mutes warteten wir hier auf den Zug, der uns nach Schindellegi-Feusisberg bringen sollte.

Als wir in Schindellegi-Feusisberg angekommen waren, fing auch die Steigung an. In ihrer ganzen Größe und

Schönheit tat sich die Natur auf. Die Vögel sangen, ein Kuckuck rief und die Äcker dampften (es hatte die ganze Nacht vorher geregnet). Hin und wieder schien auch die Sonne, die Luft war kristallklar und der Himmel blau wie Seide. Um etwa 10.45 Uhr waren wir vollzählig auf dem Etzel, unserem Ziel, angelangt. Welch prachtvolle Aussicht bot sich uns! Freudig überrascht genossen die, welche noch nie hier oben waren, den Anblick des Sihl-, des Ober- und des Zürichsees mit Ufenau und Lützelau. Dann schichteten wir Reisig auf und legten Holz, das unser Präsident im Hotel hatte kaufen müssen, weil es im Walde viel zu naß war, darüber, so daß bald die Flammen eines Sternfeuers gen Himmel flackerten. Schnell schnitt man die Cervelas ein, und schon wurden sie an Spießeln darüber gebraten.

Nach dem Essen spielte die Jungmannschaft «Versteckis», grub Wurzeln aus oder versuchte mit Tannzapfen einen vorher bestimmten Baum zu treffen, um dann die Treffer zusammenzuzählen und zu vergleichen, wer wohl der beste Schütze sei.

Dann aber hieß es: «Aufbruch, wir treffen uns bei der St.-Meinrads-Kapelle!» Jetzt rannte natürlich alles, was noch junge Beine hatte, drauflos, um möglichst als Erster am Ziel zu sein.

Unten angekommen, bewunderten wir die Kapelle. Von hier an wanderten wir immer weiter ins Tal. Die Wiesen strotzten von prächtigen Blumen, so daß alle nach Herzenslust pflücken konnten.

Endlich waren wir in Pfäffikon angekommen. Die einen bummelten zum nahen Turm, andere saßen in eine Wirtenschaft, um den Durst zu löschen. Mitten auf dem Bahnhofplatz ertönte Frau Kägis Mundharmonika, und ein sich jung fühlendes Ehepaar ließ es sich nicht nehmen, ein Tänzchen dazu zu drehen. Dann fuhr auch schon der Zug ein.

Etwas müde, aber fröhlich singend kamen wir wieder in Wiedikon an. Von hier aus konnte jeder heimfahren, wie er wollte, aber an den prächtigen Blumensträußen und der frohen Laune erkannte man unsere Leute doch noch, auch wenn sie auf verschiedenen Wegen durch die Stadt fuhren.

Ev. Ho., II. Sek.

Etwas Humor

Die sparsame Hausfrau. Im Laden: «Wollen Sie das große oder das kleine Kochbuch?»

«Ich nehme das kleine; wir sind keine starken Esser.»

Rohkost. «Hubers haben sich jetzt ganz auf Rohkost umgestellt.»

«Nun ja, da hat Frau Huber jetzt leicht kochen.»

«Das schon, doch Rohkost hat auch ihre Schwierigkeit. Frau Huber ruft jetzt immer: „Kommt schnell zum Essen, sonst wird es welk!“»

Lange Leitung. Graf Bobby ruft die Störungsstelle an. Eine weibliche Stimme meldet sich.

«Verzeihung», sagt Graf Bobby höflich, «könnten Sie mir einen kleinen Gefallen tun?»

«Aber gern», sagt die Dame vom Amt, die oft recht unhöflich angesprochen wird.

«Ach, wissen Sie», sagt Graf Bobby, «die Schnur an meinem Apparat ist etwas lang. Könnten Sie nicht mal auf Ihrer Seite die Schnur etwas anziehen?»

Die klugen Bienen. Ein Städter sah in seinem Urlaub einem Imker zu. «Alle Achtung!» sagte er, «wie Sie die Bienen abgerichtet haben! Die kommen ja immer wieder in ihren Stock zurück.»

Das Sonnenbad

Aus «Gut wohnen»

